denn leggst du een half Dutzend Sardellen haben upp un garniert den ganzen Kitt mit Mirabels — du schaft mal sehen, de ungarsche Serchant fritt dat Zeugs ohn' Besinnen 'runter, denn verstens is de Art äwerhaupt bannig barfraatsch (verfressen), un denn is de Kierl fürchterlich in Tran!"

Damit machte Hein die Klappe zu und ging weiter an die Bedienung seiner Gäste. Draußen aber stand in der Küche Stine Lickefett einer Bildsäule gleich vor dem unheimlichen braunen Gegenstand und wußte nicht, ob sie auch wirklich richtig gehört hatte. Da sie aber ein kurz entschlossenes Mädchen war und außerdem zu der Klugheit ihres Bräutigams unbedingtes Vertrauen besaß, so machte sie sich sogleich an die Ausführung ihres Auftrages. Der Gestank, der sich kurz darauf draußen in der Küche entwickelte, spottete einfach jeder Beschreibung.

Nach einer kleinen Viertelstunde stand Hein Holstenpott wieder an der erwähnten Klappe und nahm das „Paprikaschnitzel" in Empfang. Es wurde auf einem blitzsauberen Teller geschmackvoll serviert, und der ungarische Sergeant, der Schleswig-Holstein erretten sollte, grinste ordentlich vor Vergnügen, als ihm der köstliche Happen vorgesetzt wurde.

Mag es auch unwahrscheinlich klingen für jemanden, der seinen ungarischen Sergeanten vom Jahre 1864 kennt, so sei ihm dennoch mit vollem Ernste versichert, daß es Istwan Janos mit seinen scharfen Zähnen, seinem mangelhaften Geschmackssinn und in seiner angeheiterten Stimmung in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, das „Paprikaschnitzel" herunterzuwürgen.

Istwan Janos hatte einen garnierten Bierfilz gegessen! —

Früh am anderen Morgen war Hein Holstenpott bereits in voller Tätigkeit, denn das Geschäft beim alten Lindemann am Gänsemarkt pflegte sich zeitig zu entwickeln.

Eben hatte Hein seine Gläser aufgewaschen und frische Streichhölzer in die Büchsen gefüllt, als ihm beim Aufstapeln der Bierfilze — es waren netto 48 Stück die nach der Lindemann'schen Hausordnung in Häufchen zu je sechs auf den acht Tischen des Lokals aufgestapelt sein mußten — seine Sünden vom gestrigen Abend einfielen. Der aufgegessene Bierfilz fehlte!

Hein Holstenpott begann, an allen Gliedern zu zittern. Sollte die schwarze Tat etwa ans Licht kommen? In spätestens einer Viertelstunde mußte der alte Lindemann da sein, so sicher wie die Uhr auf dem Michaelikirchturm dann acht schlagen würde. Und er hätte das fehlende Stück sofort entdeckt.

Was war zu tun? Hein wußte keine Lösung und sank voll Verzweiflung auf einem Stuhl nieder.

In diesem Augenblick tat sich die bewußte Klappe auf.

„Goden Morgen, Hein!" — Keine Antwort. „Hein, büst du mi bös?" Ein unterdrücktes Grunzen war die einzige Gegenrede.

„Hein, du büst doch nich all besaapen?"

„Nee, dat grad' nich!"

Und Hein fing an zu erzählen, daß ihm der achtundvierzigste Bierfilz fehle, den Istwan Janos am Abend zuvor als Paprikaschnitzel verzehrt hätte, und daß der alte Lindemann jedenfalls einen Heidenlärm machen würde, wenn er die Abwesenheit entdecke.

„Wenn't wieder nix is, ditt Mal help ick di ut de Verlegenheit!" rief Stine lachend durch die Klappe. Im nächsten Augenblick hörte Hein an der Küche ein lustiges Prasseln und Knistern, und gerade eine Minute bevor der alte Lindemann sein Lokal betrat, hatte Stine Lickefett aus dem saftigsten Schnitzelfleisch, das soeben vom Schlachter gekommen, einen — künstlichen Bierfilz gebacken, den Vater Lindemann trotz seiner scharfen Spähteraugen nicht aus dem Haufen herauszuerkennen vermochte.

Zum zweiten Mal war damit der schlagende **Beweis** geliefert: Ja, Liebe macht erfinderisch!

Höchster Einsatz

Skizze von Paulrichard Hensel

In dem behaglichen, durchwärmten Gastzimmer der „Stadt Bern" in Pontresina saßen einige Sportler, erfahrene Bergsteiger und Führer in eifrigem Gespräch beisammen. Es waren neue Gäste gekommen, und man suchte sich, durch den guten Wein ein wenig angefeuert, mit Meinungen und Erfahrungen gegenseitig zu übertrumpfen. Xaver Ortli, dessen Eigenschaften als Bergführer in der ganzen Bernina bekannt waren, hatte lange schweigend seine Pfeife gepafft, bis er schließlich schwer die Hand auf den Tisch legte:

„Ach was, Schneid! Leichtsinn, Dummheit ist es, die Berge nehmen zu wollen, wenn die Zeit dazu nicht paßt. Im Grunde verlaßt ihr euch ja doch darauf, daß man euch wieder 'runterholt, wenn ihr Pech gehabt habt. Und es finden sich ja auch immer Menschen, die ihr Leben dafür aufs Spiel setzen ..." Sein Gesicht war sehr ernst geworden. „Ich will euch was erzählen. Wir hatten hier im Ort einmal einen — ich will ihn ganz einfach Luis nennen —, der war ein ganz tüchtiger Führer und hatte auch zu tun wie wir alle. Bis dann eine dumme Geschichte passierte, die ihn für ein paar Monate ins Gefängnis brachte. Was es war, ist nie richtig geklärt worden. Aber an der Tatsache ließ sich nichts ändern. Er merkte natürlich nach seiner Rückkehr, daß wir Abstand von ihm hielten, und dies machte ihn noch starrköpfiger, als er ohnehin schon war. Und seht mal, bei uns ist das nun so: Entweder gehört einer ganz zu uns, oder er steht draußen. So ging es mit dem Luis bergab. Er wurde nicht mehr empfohlen, verbummelte und verarmte, man ging ihm aus dem Wege — weiß der Himmel, womit er sich überhaupt durchs Leben schlug.

Eines Tages kamen nun zwei Fremde, ein paar von denen, die durchaus jede Wand, jeden Grat erstiegen haben müssen. Sie redeten hin und her. Wir rieten ab. Denn das gehört auch zu unserem Beruf. Die Fremden waren keine Neulinge, das hatten wir bald heraus. Aber Ostern stand vor der Tür, und unsere Frauen sollten einmal ein paar ruhige Tage haben. Schließlich sagte einer: ‚Geht doch zum Luis, der macht es gewiß, der ist gut ausgeruht!' Wir lachten heimlich, denn der Luis war klapprig geworden und aus der Uebung gekommen. Es sollte ein Scherz sein. Aber der Luis nahm an. ‚Natürlich, für Geld macht er alles!' hieß es damals. Keiner wußte ja, wie es bei ihm aussah. Fragt mich nicht, was ich alles tun würde, wenn meine Frau zu Hause krank liegt und kein Geld im Hause ist!

Also sie ziehen los, Steffens, Ollinger — so hießen die Fremden — und Luis. Steffens hat mir das alles hinterher erzählt. Es war ein schwerer Anstieg. Aber sie hatten alle ihre Prüfung im Eis bestanden und kamen vorwärts. Mit dem Pickel sich jede Stufe erst schlagen müssen, ist kein Spaziergang, das wißt ihr ja alle.

Sie schaffen es bis zum Südgrat. Luis geht voran. Es ist neblig geworden. So dicht, daß nur noch das Seil die ungefähre Stellung des Vordermannes verrät. Plötzlich bricht unter Steffens Füßen eine überhängende Wächte ab, er stürzt, reißt den Ollinger mit — so sausen sie beide in das Nichts hinein, dem Tode entgegen ...

In dem Augenblick, da dieser letzte Gedanke ihr Hirn durchfliegt, strafft sich das Seil. Die beiden schweben über der Tiefe, dicht an dem Eishang. Das Seil schnürt ihnen fast den Leib zusammen, aber es hält. Wie durch ein Wunder muß es dem Luis im Augenblick des Absturzes gelungen sein, das Seil auf dem Grat zu verankern. Man weiß es nicht, man sieht es nicht, es gibt anderes zu überlegen. Ollinger, der ganz unten hängt, versucht zu pendeln und dabei den Eispickel in die Wand zu schlagen. Endlich gelingt es ihm, Fuß zu fassen und damit den Zug des Seils, der für Steffens beinahe unerträglich wurde, aufzuheben. Jetzt gelingt es auch Steffens, an die Wand heranzukommen. Sie lösen das Seil und sehen erstaunt, wie es nach oben fortgleitet. Mühsam hacken sie sich hoch, sie wissen nicht mehr, wieviel Zeit vergangen ist — endlich haben sie den Grat erreicht, sind gerettet ...

Aber der Luis ist nicht mehr da. In der Gefahr, als er den Ruck des Seils spürte, dachte er wohl nur, daß er die beiden retten könne, wenn er selbst im gleichen Augenblick über die andere Seite des Grats in die Tiefe sprang. Und er zögerte nicht. Daß sein Körper auf der einen Seite, den Zug der beiden auf der anderen Seite ausglich, war wohl eine letzte günstige Laune des Schicksals für ihn. Aber er muß schon von einem Aufprall besinnungslos gewesen sein, denn als die anderen das Seil freigegeben hatten, stürzte er drüben in die Tiefe.

Wir haben den beiden Geretteten keine Ehrungen bereitet, geprügelt hätten wir sie beinahe. An das Bett einer einsamen und verzweifelten Frau haben wir sie geführt, damit sie sehen, wohin kindischer Ehrgeiz und Leichtsinn führen, mit denen man nicht andere mitreißen darf."

Dann schwieg der Xaver und setzte langsam seine kalt gewordene Pfeife wieder in Brand.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 27 | **3. April 1937** | **11. Jahrgang**

Abseits der lauten Straßen.

Roman von Fritz Gautzer

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

22. Fortsetzung

Längst war er zurück, hatte die Nachricht gebracht: „Sie kommt!" In längstens einer guten Stunde kann sie hier sein, wenn der Mann mit dem Schimmel seinem Roß eins aufgeschwänzt ...

Eine Stunde und darüber hatten sich zu Tode gekrochen seit seiner Heimkehr, wie Schnecken kriechen. Ein und eine Viertelstunde ... Mein Gott, wo blieb sie? Warum kam sie nicht?

„Lauf, Sepp, die Kehren hinab! Schau, lausch!" Zweimal hatte er ihn gejagt. Und Sepp war gelaufen.

Zweimal meldend: „Herr, noch immer nicht!"

Eine Stunde und eine halbe Stunde darüber. Kam sie überhaupt nicht? Um aller Heiligen willen, warum kam sie nicht?

„Lauf, Sepp! Springe! Hole sie!"

Was sollte alles Springen und Laufen helfen? Damit brachte man sie nicht heran. Daß er ein Narr wäre! Seine alten Knochen zitterten und versagten den Dienst.

„Ja, Herr, ich lauf schon!"

Aber er hatte sich hinter den Tannenstamm am Hang in das Dunkel gekauert. Mochte der Teufel laufen! Ihm war es nicht mehr möglich! Und es war ja auch überflüssig. Die stille Nacht trug jedes Geräusch weit. Hier konnte man wartend dem Wagengeklapper entgegenlauschen und beim Hören des ersten Lautes dieser Art meldend ins Haus eilen:

Herr, sie kommt!

Ludwig Rell lag während der letzten Viertelstunde dieses am Verstande zehrenden Wartens vor der Lagerstatt Bronis auf den Knien, hielt ihre schlaffe und immer mehr sich mit Kälte füllende Hand in der seinen und hatte die Stirn gegen die harte Bettkante gepreßt.

Die Verunglückte bewies mit keinem Laut, mit keiner Bewegung, daß sie noch zu den Lebenden gehörte. Das bleiche, blutleere Gesicht mit den geschlossenen Augen war mit überirdischer Schönheit geschmückt. Der rote Lebenssaft sickerte nicht mehr. Die klaffende Wunde an der linken Schädelseite war durch eine Schicht geronnenen Blutes geschlossen.

Ludwig Rells Gedanken hielten Totentanz. Heute gab ihm das Schicksal die Quittung für das Einst. Es zahlte ihm mit Zinseszins heim.

Das Bild einer Frau stieg vor seiner Seele auf. Einer in allen Feuern brennenden Leidenschaft erinnerte er sich ... Ein dunkler Abend mit unseliger Tat ... Feiger Verrat am Freunde. Feiges Sichverkriechen ... Verschwinden ... Verstecken in die Einsamkeit dieser Wälder. Totenkogel! Hätte ihn dies Wort nicht warnen sollen? Wie war es möglich gewesen, zehn Jahre lang dieses Wort zu ertragen, es als einen Bestandteil seines Lebens auf sich zu nehmen? Hätte es ihn nicht warnen, nicht eine ständige Predigt von Vergeltung und Rache sein müssen?

„Paulsen!" ... Wer rief da, wer schrie ihm diesen Namen ins Ohr? In höhnischer Art, gierig nach Heimzahlung? Kam der Ruf von Welflingen her? Kam der, der den Ruf geformt, selbst?

Ludwig Rell zog die Schultern ein und krümmte den Rücken, als erwarte er einen Dolchstoß, dem auszuweichen er nicht mehr imstande war ...

Ach, und es bedurfte dieses Vergeltungsstoßes doch gar nicht mehr.

Hier vor ihm lag seine Vergeltung. In dem wohl nun verronnenen Leben dieses noch vor Stunden blühenden Geschöpfes. Denn seine klammernde Hand spürte in der Bronis die eisige Kälte des Todes ...

„Paulsen!" ...

Rief es nicht jemand? Ging nicht die Tür hinter ihm?

Mit einer wild-wirren Bewegung fuhr er hoch. Wandte den stieren Blick zurück. Der Genosse seines einsamen Lebens in Verborgenheit stand in der Tür.

„Sie kommt, Herr Rell! ... Sie wird es sein. Ich habe den Wagen gehört."

Ludwig Rell nickte. „Es ist gut, Sepp ... Gehe ihr entgegen. Die Kehren sind ihr fremd ... Führe sie ... Nehmt euch Zeit ... Es eilt nicht ... Broni geht es besser ... ich danke dir, Sepp, daß du gewartet hast ... Hörst du, Sepp? Ich danke dir. Für alles."

„Ja, Herr!" stammelte Sepp ... Wie komisch war der Herr! Wie so ganz anders als sonst. Fremd ... Entrückt ...

„Geh!" drängte Ludwig Rell und winkte wie zum Abschied mit der Hand. Lächelte auch wohl ...

Der Friedhubersepp wandte sich schwerfällig. Ihn fröstelte. Schauernd lief es über seinen Rücken ...

Ludwig Rell schloß die Tür hinter ihm, ging mit schwerer Schritten zu dem Bett hinüber, auf dem die Tote lag und sah eine Weile zu ihr hinab.

„Broni!“ Er beugte sich noch tiefer. „Arme Broni! ... Ich büße es. Ich will alles büßen ... Auf meine Art ... Auch wenn es nicht die rechte sein mag ...“

Er strich mit einer leisen Bewegung über ihre Stirn und richtete sich in die Höhe.

Mit einem kleinen Lächeln um den fest geschlossenen Mund ging er in das Nebengemach und ließ die Verbindungstür offen ...

Eine kurze Weile später lief ein scharfer Knall durch die Stille des Hauses und verrann in seinem Nachhall auf der dunklen Höhe des Totenkogels. —

*

Unerwartet, einem Nachtgespenst gleich, tauchte beim Übergang von einer Kehre zur anderen die dunkle Gestalt vor ihnen auf.

Eva ließ einen leisen Schrei des Entsetzens hören und klammerte sich unwillkürlich an den Arm ihres Begleiters, der wie angewurzelt stehenblieb. Wer kam da? Etwa dieser Ludwig Rell, von Ahnungen getrieben, flüchtend?

Auch der Friedhubersepp stutzte und verharrte im Schritt. Wen brachte sie da mit? Wohl gar doch den Doktor, den Feind des Herrn?

Dann, als Sepp, aus dem Schatten in einen vom hellen Mondlicht übergossenen Fleck tretend, ein paar Schritte näher gekommen war, erkannte man sich gegenseitig ... „Ein Glück', daß dem Warten ein End' wird“, sagte Sepp. „Es war halt nimmer zu ertrag'n mit der Angst des Herrn ... Aber es ist nun besser mit ihr, mit der ... mit der Magd ... Und was soll der Herr Doktor auf dem Totenkogel? Wir haben ihn halt nit gewünscht.“ Ein feindseliger Blick ging zu ihm.

„Der Herr Doktor ist auf meine Bitte mitgekommen, weil ich annahm, daß es sich um einen schweren Fall handelt.“

„Es geht aber gegen des Herrn Willen ... und ich werd's dem Herrn vermelden, daß ein Ungebetener kommt. Sofern er dann ...“

„Nein. Sie bleiben!“ forderte Dieter Beltz, schroff unterbrechend. „Wir gehen gemeinsam!“

Aber Sepp hatte sich schon gewandt und war im nächsten Augenblick hinter einem Felsvorsprung verschwunden.

„Nun tut Eile not“, sagte Eva nach einem kurzen Schweigen peinlicher Überraschung. „Man scheint von bösen Ahnungen verfolgt ... es muß etwas in der Luft liegen. Mein anfänglicher Plan ist nicht mehr durchführbar. Es ist nötig, daß Sie sofort mitkommen.“

„Ich würde Sie auch allein gar nicht mehr gehen lassen“, erklärte Dieter Beltz ohne Besinnen.

„Wenn Ihr Verdacht wirklich berechtigt ist, und auf Grund des merkwürdigen Verhaltens dieses Mannes eben darf man das wohl annehmen, dann muß man darauf gefaßt sein, daß Sie allein nicht unbedenklichen Unannehmlichkeiten entgegengehen ... Kommen Sie, Fräulein Eva, ich fiebere, den Dingen auf den Grund zu gehen. Klarheit zu haben.“

Seine Worte waren hastend, sich überstürzend, über seine Lippen gekommen. Eine fliegende Unruhe hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt.

In der ihn überflutenden Erregung ergriff er Evas Hand, die sie ihm wie in einem stillen Einvernehmen überließ. Pochenden Herzens, zitternd in dem Gedanken, daß eine Enttäuschung seine beschwingte Hoffnung vernichten könnte, alles doch anders sein möchte, als er und sie es erwarteten, schritt sie neben ihm her, den letzten kurzen steilen Weg zur Höhe hinan.

Das Haus liegt schweigend, geheimnistief, von fahlem Mondlicht gespenstisch übergeistert. Wenn Wolkenballen über den Mond fliehen, gleiten dunkle Schatten über den bescheidenen, niedrigen Holzbau.

Mit einiger Mühe finden sich Eva und Dieter zurecht. Die Eingangstür steht sperrend geöffnet. Der Raum dahinter, wohl der Flur, die Diele, ist ohne Licht.

In kurzem, überlegendem Verharren graben sich ihre Blicke in die dicke, schwarze Dunkelheit. Kein Laut im ganzen Gebäude. Doch: ein Hund jault jetzt auf, in heulenden, klagenden Lauten. Irgendwo im Hause.

„Es ist unheimlich“, sagt Eva. Sie erschauert. Ihre Hand schließt sich wie zufluchtsuchend fester in die des Mannes. Und die seine gibt den Druck prüfend, Beruhigung vermittelnd, zurück.

„Wir müssen das Unheimliche beseitigen“, sagt Beltz, langsam seine Hand lösend ... Eine Taschenlampe hat keins von beiden mitgenommen ... Eine Schachtel Streichhölzer aber ist zum Glück vorhanden. Das angerissene Holz flammt auf ... Ein nüchtern schmuckloser Vorraum. Zwei auf ihr mündende Türen ...

Die Schritte über Ziegelfliesen hin klingen hohl ... Brechen sich hallend in diesen grausig anmutenden Klagelauten.

Dieter Beltz stößt, von dem letzten verflammenden Licht des erlöschenden Streichholzes geleitet, die rechts gelegene der beiden Türen auf.

Ein Lichtstümpfchen, elend kurz, dem Sterben nicht mehr fern, sendet spärliche Lichtstreifen in den Raum, ein Schlafgemach. Denn dort steht ein Bett geradewegs zur Längswand hinüber.

Ein regungsloser Frauenkörper liegt lang ausgestreckt auf dem Bett. Die Verunglückte also wohl ...

Nun abermals Klagelaut des Hundes. Jetzt aus nächster Nähe. Aus dem Nebenraum, zu dem die Tür geöffnet steht. Und neben diesem Tierjammern ein Gestöhn aus Menschenmund ...

In schneller, jagend sich aneinanderschließender Reihenfolge. Erschütterung über Erschütterung auslösend, dann das Erfassen des Tatsächlichen, ohne sofort das Rätselhafte, Geheimnisüberschauerte erklären und verstehen zu können.

Die Verunglückte, von Dieter Beltz als Bronika, die Tochter seiner Wirtsleute erkannt, braucht keine ärztliche Hilfe mehr. Sie ist schon in das andere Land davon und hat das Geheimnis ihres Lebens und ihres Sterbens mit hinübergenommen in dieses andere Land.

Und der Tote im Nebenraum, von Mensch- und Tiergefährten erschütternd, herzangreifend beklagt, der Hand an sich gelegt und damit eigenen Urteilsspruch vollstreckt, ja, das ist wirklich Karl Eberhard Paulsen.

Dieter Beltz legt die Hand vor die Augen und steht gesenkten Hauptes, von dem tragischen Ausgang dieses Geschehens übermannt.

Eva tritt leise neben ihn. Sie legt ihre Hand vorsichtig, scheu, mit zärtlich fraulicher Geste auf seine Schulter. „Kommen Sie, mein Freund. Wir haben hier nichts mehr zu tun ... Die Toten sind in guter Wacht.“

Die Heimfahrt verläuft schweigend ... Mühsam zum Anfang gekommene Gespräche erlöschen schon immer wieder nach wenigen Worten. Eine dunkle Hand scheint sich auf beider Mund zu legen. Das Erlebte ist gebietender Reisegenoß. Man zwingt ihn nicht zum Abschied, man muß sich seinem Einfluß fügen. Das Eigenste, das auf sein Recht Wartende steht seitab ... Umsonst wartend ...

Ein ernster, fast fremd anmutender Abschied. Beide sich gedrängt fühlend, von einem Wiedersehen zu sprechen. Beide wartend, es vom anderen zu hören. Umsonst wartend.

Sollte das nun das Ende sein? Waren sie aneinander vorübergegangen? Liefen ihre Wege nun wieder auseinander?

*

Fast schien es so. Die nächsten Tage brachten zwar häufiges Zusammensein, weil die Gerichte Protokolle schrieben und Zeugenaussagen brauchten und weil das völlig zerschlagene Ehepaar Wribbel Auskunft und Zuspruch und Rat von beiden wünschte ... Auch der Begräbnistag Paulsens und Bronis sah sie noch einmal beieinander ... Aber dann waren offenbar alle Wege, die zueinander führten, versperrt und alle Brücken, die ihre Bögen über trennende Ströme spannen, abgebrochen ...

(Schluß folgt)

Wo steckt Hertha?

Ein Zeitbild von Walter Dach

Die Mutter ließ den Vater erst in Ruhe sein Mittagsmahl verzehren, ehe sie ihm eröffnete, daß Hertha, die Tochter, geschrieben habe.

Der Vater war streng mit sich und anderen, alles mußte nach Plan und Ordnung gehen, also auch das Leben der Tochter. Hier aber wollte etwas nicht stimmen.

„So, so“, sagte der Vater. „Seit Tagen ist Semesterschluß. Seit Tagen erwarten wir das Mädchen für die Ferien. Nun kommt da einfach ein Brief hergeweht, ohne Begründung: Liebe Eltern, entschuldigt mich, ich habe hier noch zu tun.“

„Sicher wird Wichtiges noch zu erledigen sein“, meinte die Mutter. Sie konnte sich das zwar nicht recht vorstellen, doch sie vertraute ihrer Tochter, die in der Universitätsstadt ihren Studien nachging. „Der Vorbereitung für's neue Semester.“

„Oder auch ein Mann, in den sich so ein junges Ding verzafft“, platzte der Vater dazwischen. „Erst wird man breitgeschlagen, das Mädchen studieren zu lassen. Dann schickt man Gelder über Gelder. Und schließlich kommt mitten im Studium irgend ein Kerl, hat es gar eilig mit dem Heiraten — und der ganze Zauber war für die Katz'.“

Die Mutter nahm den Bärbeißigen beim Schopf und lachte: „Was du nur hast! Du selber bist ja stolz auf das Mädchen!“

Ja, das war er. Freilich kam hin und wieder die alte Sehnsucht nach einem eigenen Jungen auf. Das Schicksal hatte ihn im Kindersegen karg bedacht; der Ehe entsproß das Mädchen, und nun waren die Eltern zu alt, um Hoffnung zu haben.

Das Mädchen gab reichlich Freude. Die Mutter wußte kaum noch von anderer Sehnsucht. Der Vater wüßte sie auch nicht, wenn das Geschäft nicht wäre. Er wird einmal einen Nachfolger brauchen, der in die Welt paßt.

„Auch ein Junge hat seine Semesterliebe“, ereiferte sich der Vater. „Aber er geht darin nicht unter. Wenn ein Mädchen Feuer gefangen hat —“

Die Mutter unterbrach: „Du weißt doch noch gar nicht —“

„Was soll es weiter sein!“ rief der Vater. „Das Mädchen war immer pünktlich und zuverlässig, darin hatte Hertha was von mir. Es muß die Liebe sein ...“

Der Vater wartete einige Tage und beschloß dann, die Gefühle der Verirrung mit Stumpf und Stiel auszumerzen. Er machte sich auf und fuhr in die Stadt.

Was er bei der Vermieterin hörte, warf ihn fast nieder: Das Fräulein wohne im Ledigenheim von Braun und Beretzki.

Der Vater fragte nicht was und warum. Aus Ueberraschung und Scham verschwieg er seinen Namen. Angst und Erregung trieben ihn auf die Straße. Wer waren Braun und Beretzki? Was war das für ein Ledigenheim? Was tat seine Tochter, Student der Philosophie, darin?

Er blätterte in einem öffentlichen Fernsprechbuch. Braun und Beretzki: Fabrik für elektrische Apparate. Es mußte Ungeheuerliches geschehen sein! Er schrieb mit zitternder Hand die Straße auf und rief eine Taxe. Mädchenschicksale, wie man sie aus Romanen und Prozessen kennt, jagten durch seine Gedanken.

Die Taxe hielt vor dem Pförtnerhaus einer Werksanlage. Er eilte an den Schalter. „In Ihrem Ledigenheim wohnt ein Fräulein Hertha Holthausen —“

Der Pförtner las das Alphabet herunter: „Hertha Holthausen ... Belegschaftsnummer 218. Arbeitet im Saal 3. Besuche während der Arbeitszeit sind nicht erlaubt.“

„Es ist dringend, ganz dringend —“

Der Pförtner nahm den Hörer und sprach mit der Verwaltung. Bald kam ein Bote und führte den Vater über den Hof in die Fabrik. Sie gingen über Flure und stiegen Treppen. Ueber einer großen Tür stand: Saal 3. Ein Meister trat hinzu und sagte schmunzelnd: „Gewiß Ihre Tochter —“

Viele Maschinen surrten im Raum. An einer stand Hertha. Sie trug Arbeitshosen wie alle Arbeiterinnen. Ihr Fuß trat unermüdlich das Pedal, ihre Hände schoben lange Blechstreifen unter die Stanze. Sie sah nicht auf.

Der Meister faßte ihre Schulter: „Aufhören, bitte!“ Sie warf den Leerlauf ein und blickte rückwärts. Da stand vor ihr ein Herr, und das war ihr Vater.

„Paps!“ rief sie. „Ist denn das möglich!“

„Leider, mein Kind“, sagte der Vater, ein wenig ärgerlich, ein wenig wehmütig. „Du machst Sachen! Was ist geschehen? Du mußt sofort aufhören!“

„Gar nichts ist geschehen“, lachte Hertha. „Ich kann auch nicht sofort aufhören. Ich muß —“

Der Meister ahnte den Zusammenhang: „Der Herr gestatten ... das Fräulein vertritt eine unserer Arbeiterinnen, um der einen zusätzlichen bezahlten Urlaub zu ermöglichen.“

Der Vater wußte noch immer kein Wort zu sagen.

„Das tu nicht nur ich allein“, sprach das Mädchen auf den Vater ein. „Da hinten, die Schlanke da, das ist auch eine Studentin. Die Kleine dort am Fenster ebenfalls. Ein Dutzend sind wir hier in der Fabrik. In anderen Fabriken sind auch Studentinnen —“

„Ihr helft also Arbeiterinnen, ihren Tarifurlaub zu verlängern? Damit sie sich besser erholen können?“ Der Vater knabberte noch immer daran herum.

Hertha warf das Getriebe an. „Entschuldige, ich muß weitermachen. Warte, bitte, im Pförtnerhaus! Wir haben gleich Schluß.“

Der Vater hatte eine Stunde Zeit, über alles nachzudenken. Als Hertha kam und sich aus dem Strom des Feierabends löste, schloß er sie heftig in seine Arme.

Sie besiegelte seine Freude und sagte: „Paps, bedenke einmal: Studentinnen haben im letzten Jahr auf solche Art 22 000 Tagewerke getan.“

„Da seid ihr ja wie richtige Jungens!“ rief der Vater beglückt. Er faßte seine große Tochter unter, ging mit ihr hinaus und sagte: „Da wird Mutter sich aber freuen!“

Liebe macht erfinderisch

Heitere Skizze von Peter Purzelbaum

Es war während des Kriegsjahres 1864 und die Welt noch ziemlich unaufgeklärt, denn man befand sich in dem Zeitalter vor Erfindung der Untersätze aus Hartgummi, als Ersatz für Bierfilze. Trotz alledem hatte man aber schon die Liebe.

Wer sich damals in Hamburg besonders liebte, das waren der Kellner Hein Holstenpott und die Köksch Stine Lickefett, beide bei dem berühmten Gastwirt Lindemann am Gänsemarkt in Diensten.

Dieser Dienst bei Vater Lindemann war im allgemeinen recht angenehm, da man guten Lohn und reichliches Essen bekam — wäre nur der Alte nicht so überaus genau gewesen.

Unaufhörlich revidierte er Küche und Keller, zählte Tag für Tag Messer, Gabeln und das Geschirr nach, und wenn irgendwo etwas fehlte, so gab es einen Riesenkrach.

Unter solchen Umständen wird man es begreiflich finden, daß Stine Lickefett eines schönen Abends um elf Uhr in die größte Aufregung geriet, als Hein Holstenpott ihr durch die Klappe, welche die Gaststube mit der Küche verband, mitteilte, es sei noch ein Paprikaschnitzel bestellt — es war nämlich kein Fleisch mehr vorhanden.

„Hein“, flüsterte die Stine ihrem Liebsten durch die Klappe zu, „kannst du den Minschen denn nich äwerreden, dat he een Portschon suren Aal eeten deit? Ick hew gor keen Fleesch mehr in de Spitzkamer, un wenn de Ohl dor achter kümmt, denn jagt hei mi ut'n Huus rut.“

„Dat geiht affluts nich an, min söte Stine“, erwiderte Hein, „de Kirl, de dat Paprikaschnitzel bestellt hett, is een ungar'schen Serschanten, du weetst woll, vun de Ort, de Sleswig-Holsteen erretten wölln, und mit de Gesellschaft is nich too spaßen.“

„Ich unglückselges Frugensminsch!“ jammerte Stine. „Watt fang ick blot an?“

Die Verzweiflung seiner Geliebten ging unserm Hein selbstverständlich zu Herzen, und er begann nachzudenken, wie dem drohenden Unheil abzuhelfen wäre. Plötzlich hatte er die Lösung des Rätsels gefunden. „Stine“, rief er, indem er ihr einen viereckigen braunen Gegenstand durch die Klappe schob, „reib det Ding hier mal recht tüchtig mit roden Paprika in, un denn kehr eenmal orndlich in Ei und Semmel um und brat den ganzen Kram bannig scharp! Unn wenn de Geschichte denn fahrig is,